

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 3 (1913)
Heft: 15

Artikel: Das liebe Mariechen [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635391>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 15 · 1913

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
· · · Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern · · ·

12. April

□ □ Bauernsonntag. □ □

Von Alfred Huggenberger.

Hof und Straße sind gekehrt,
Der Sonntag träumt in den Gassen;
Er blickt hinter blanken Scheiben hervor,
In den Gärten den Nelkenflor
Grüßt und schmückt er gelassen.

Wandelt er vors Dorf hinaus,
Wo die Felder prangen,
Kommen die Mädchen Arm in Arm
Straßenbreit, ein ganzer Schwarm,
Singend, schäkernd gegangen.

Einem flüstert er ins Ohr
Eine süße Märe.
Särben sich zwei Wänglein rot —
Spät um neune — du liebe Not,
Wenn's doch schon Abend wäre!

Sinnend steht ein Bäuerlein
Zwischen den Ackerbreiten,
Lauscht, wie der Wind mit den Aehren spricht,
Ahnt den Sonntag — und sieht ihn nicht
Lächelnd vorüberschreiten.

Das liebe Mariechen.

Erzählung von Lisa Wenger, Delsberg.

2.

Die junge Frau saß auf einem Stuhl rechts neben dem Rednerpult, und die Frau Baronin saß links davon. Schwester Anna stand vor den beiden, eifrig den Eindruck beschreibend, den die erste eingelieferte Sünderin auf sie gemacht.

„Das liebe Mariechen scheint von Herzen reuig zu sein,“ sagte sie mit etwas leiserer Stimme als gewöhnlich. „Sie ist außerordentlich hübsch, was ihr als Entschuldigung angerechnet werden muß.“

„Wie so?“ fragte die Baronin und führte ihr goldenes Vorgnon, das an einer langen Kette an ihrem Gürtel hing, ans Auge. Verlegen sah die Schwester auf.

„Ja, ich meine . . . Ich möchte mir erlauben zu sagen, daß es leichter ist, brav zu bleiben, wenn man häßlich ist.“

„Warum?“ fragte unerbittlich die Baronin.

„Weil man doch weniger in Versuchung kommt,“ sagte die gute Schwester und wurde rot; denn sie fürchtete, die Baronin könnte sie im Verdacht haben, das Laster beschützen zu wollen.

„Ich wüßte doch nicht,“ korrigierte die hohe Gönnerin und betrachtete Schwester Anna durch ihr Vorgnon. „Tugend

ist ihrer sicher, ob sie aus schönen oder häßlichen Augen blickt! Meinen Sie nicht, liebe Frau Doktor?“

„Ich weiß es gar nicht recht,“ sagte das kleine Frauchen. „Ich habe gar nie eine Versuchung erlebt, aber ich glaube, daß ich sie sicher überwunden hätte.“

„Ohne Zweifel,“ sagte die Baronin. Das Vorgnon klappte zu. Schwester Anna durfte in ihrem Bericht fortfahren.

„Sie ist zerknirschten Herzens,“ sagte sie. „Wir werden Freude an ihr erleben dürfen, und unsere Arbeit an diesem Herzen wird nicht umsonst sein.“

Das gelbliche lange und das rosige runde Gesicht ihrer Zuhörerinnen zeigten klar die Wirkung dieser Worte. Als die Schwester fortfahren wollte, ging die Türe auf, und die Frau Pfarrer Zimmerlein trat ein. Sie hinkte ein wenig, und ihre Schritte hallten in dem großen Saal. Sie wurde befangen und ging langsam auf die Damen zu. Gnädig nickte die Baronin, und freundlich bot ihr die Doktorin die Hand. Die Pfarrerin setzte sich neben sie, sodas die drei Stühle in einer Reihe standen.

Schwester Anna holte ihre Schutzbefohlene, die wenige Augenblicke darnach vor den Frauen erschien, nicht auffah und das Kinn auf die Brust gefenkt hielt. Die Präsidentin begann eine kleine Rede, die wohlpräpariert war und sich wie ein schönes Gemälde vor den Zuhörerinnen aufrollte. Der Pfarrerin traten Tränen in die Augen ob des Sumpfes oder vielmehr Abgrundes, an dessen Rand junge Personen ahnungslos wandelten. Schwester Anna aber empfand einen freudigen, derben Tatendurst, der fest und sicher dastand, sich die Hemdärmel heraufstreihte und sich freute, an der Rettung dieser weitverirrten Seelen kräftig mithelfen zu dürfen.

„Liebe Marie,“ kispelte die Baron zum Schluß, „wir hegen die beste Hoffnung, daß du in demütigen Gehorsam gegen deine Vorgesetzten, und in zerknirschter Reue über dein Leben einen neuen Weg einschlagen wirst, auf dem dir vorwärtszuhelfen wir alle uns bemühen werden. Willst du das, so antworte mit einem lauten Ja!“

Marie sagte leise und deutlich: „Ja“. Sie legte dabei betauernd ihre Hand auf ihren feinen und runden Busen, der sich allerdings unter dem schlotterigen Leinenkleid nicht mausig machte. Es war ein leises Fiebern der Ergriffenheit in ihrer Stimme, auch fiel ein Sonnenstrahl durch einen der Bäume aus dem Garten Gethemane am mittleren Fenster auf ihr Gesicht, daß es blaß und wehmütig zwischen den glatten, dunkeln Haaren stand.

Die Herzen des weiblichen Pflegamtes, von allen diesen Zeichen einer beginnenden Umkehr gerührt, neigten sich dem sündigen Mädchen zu, wobei zu beachten ist, daß dasjenige der Präsidentin sich in den maßvollen Schranken hielt, die ihre Geburt, ihre Würde, ihr Alter und ihr Temperament forderten. Das jugendliche und unkluge Organ der Frau Doktor aber ging im Galopp mit ihr durch. Sie überschlug in aller Eile, was sie bei einem späteren Austritt Maries aus der Anstalt werde für sie tun können, legte in Gedanken einen Haufen Kleider und Wäsche für sie beiseite, überlegte, ob eine Stelle als erstes Stubenmädchen in ihrem Hause nicht durchaus passend wäre, da Marie ja in Folge ihres leichtsinnigen Lebens doch kein höheres Amt mehr werde bekleiden können. Die junge Gönnerin hatte Marie schon glücklich verheiratet, hatte versprochen, bei dem ersten Kind Patin zu sein, und strickte eben an einem Säckchen für das Erwartete, als sie erschrocken auffuhr; denn die Frau Präsidentin forderte mit ihrer ein wenig harten und nicht sehr musikalischen Stimme zu einem Gebet auf. Dieses folgte und die Damen verabschiedeten sich.

Die Frau Baronin schlängelte sich in ihre Equipage, die junge Doktorin setzte sich auf den Rücksitz ihr gegenüber, und die Pfarrerin ging, ein wenig hinkend, die Blumenwiesen entlang. Sie pflückte Kaley und Hahnenfuß, fügte im Wald Farrenkräuter und junge, hellgrüne Tannensprossen hinzu und langte nach einer Stunde staubig und zufrieden zu Hause an. Schwester Anna aber setzte sich mit Marie auf die Bank neben den Oleanderbäumen zum Kartoffelschälen, wobei sie dem Mädchen die ersten Verse eines Bußliedes so lange vorsagte, bis sie es auswendig wußte. Dann sangen sie das Lied zusammen, und Marie legte viel Inbrunst in die Worte, die Schwester Anna langer Gewohnheit zufolge mit einer leichten Neigung ihrer Stimme zur Abgenutztheit, aber dennoch schön und innig mit ihr sang.

II.

Das Marienheim hatte die tastenden Anfangsmonate hinter sich. Zwischen flatternden Linnen huschte ein Schwarm blauleinener Mädchen, die von Verwandten, Eltern, Vormündern oder ihren Gemeinden in der Anstalt untergebracht wurden, mit der selbstverständlichen Voraussetzung, daß ihnen das Allzumenschliche ausgetrieben werde und die Mädchen ihnen als Gerettete wiedergegeben würden; denn das konnte man billigerweise von einem Rettungshaus verlangen.

Einstweilen hängten die lieben Seelen nasse Betttücher auf und schüttelten sie, daß das Wasser wie ein feiner Nebel sie umstäubte, nahmen trockene Kissenbezüge von der zappelnden Leine, falteten sie so sorgfältig, als hinge ihre Wiedergeburt davon ab, trugen schwere Körbe hin und her, reichten Waschlammern und kicherten und wisperten und lachten auch wohl laut heraus; denn Marie, der Liebling des Hauses und der drei Gönnerinnen, der Herzkäser der Schwester Anna, hatte zwei Taschentücher zu Männchen geknotet und ließ sie, hinter einem mächtigen Betttuch stehend, einander die schönsten Verbeugungen machen. Das heißt, das eine Männchen machte sie — denn es stellte den Onkel Defan vor — und das andere nahm sie gnädigt in Empfang; denn es hatte die Ehre, den Herrn Generalsuperintendenten zu verkörpern. Es stand kerzengerade, hielt die Arme übereinander und streckte das Zipfelchen hoch in die Luft.

„Die Schwester kommt!“ warnt eine lustige Stimme. Die Männchen verschwanden. Mit Ernst und Geschick faltete Marie mit ihrer Nachbarin ein Tischtuch, als die fette, kleine kugelrunde Schwester Berta heranrollte und den verheißungsvollen Henkelkorb abstellte.

„Das Frühstück,“ sagte sie freundlich und streifte zärtlich mit ihren Auglein den Korb. Im Nu war sie von den Mädchen umringt, die rasch ein paar Flaschen Holundersaft, ein Schwarzbrot und ein prächtiges Stück Schweizerkäse heraus hoben und unter den Birnbaum in den Schatten stellten. Die ganze Schar saß schon schmausend und plaudernd, die seltenen, nur an großen Wäschetagen gestatteten Herrlichkeiten genießend, als Marie noch immer zwischen den sonnenduftenden Wäschestücken hin und her glitt.

„Nein, dies Mariechen,“ sagte Schwester Berta, „nie kann sie sich genug tun!“ Sie rief ihren Zögling mit ihrer liebevollen, fetten Stimme, und Marie ließ sich erbitten, kam und warf sich neben die andern ins Gras. Sie schmiegte ihre rote Wange einen Augenblick in die kurzen, grünen Halme, daß es ausfah, als wäre ein glänzendes, reifes, appetitliches Äpfelchen vom Baum gefallen. Dann fuhr sie auf, setzte sich steif hin und faltete die Hände. Sofort verstummten die andern; denn keine von allen, nicht einmal Schwester Berta, hatte daran gedacht, daß ein Gebet im Freien ebenso angebracht und geboten sei, wie zwischen den vier Wänden. Sie hatten ohne weiteres draußlos schnabuliert.

Ja, Marie hielt sich musterhaft.

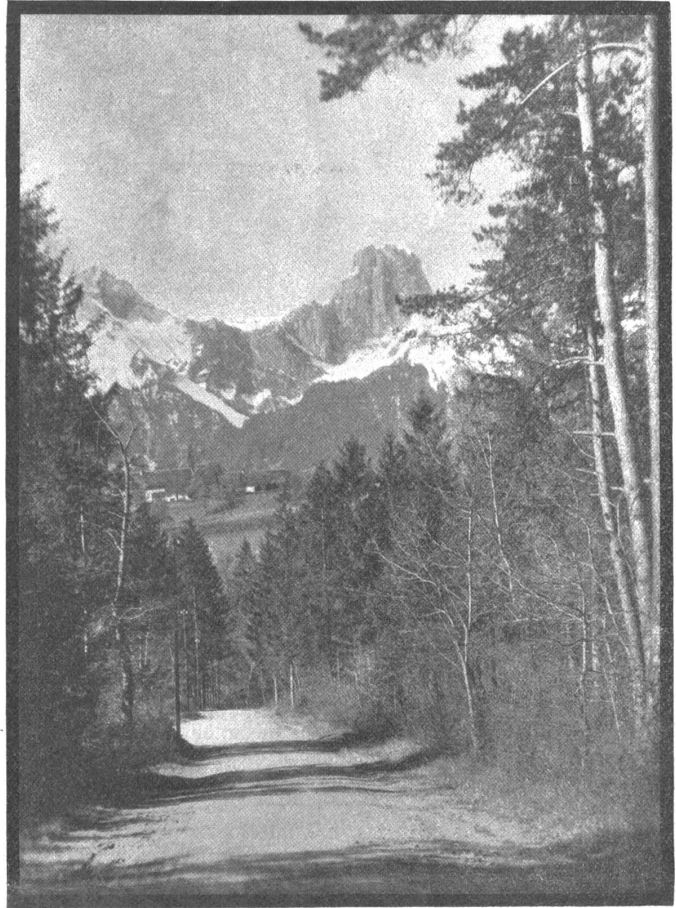
Auch nicht eine Klage war zu des Onkel Strehlmeiers verwunderten Ohren gedrungen. Nicht einmal hatte man ihr die beliebte, abendliche Mehlsuppe entziehen müssen oder ihr verboten, an dem vergnüglichen, sonntäglichen Spaziergang von vier bis sechs über den Hügel bis zum Kobfamm und zurück teilzunehmen. Nicht ein einziges Mal hatte sie unter der Ranzel auf dem Schandbänkchen sitzen müssen, sich selbst

zur Demütigung und den Zuschauern zur Erbauung. Schwester Anna machte es sich im verschwiegene Kämmerlein zum ernstlichen Vorwurf, daß sie das Mädchen allen andern vorzog, und daß sie Mühe hatte, dies weder Marie, noch deren Kameradinnen merken zu lassen.

Daß das Kind allerlei Vorrechte genoß, war selbstverständlich und war die gerechte Folge und Belohnung für ihr tadelloses Benehmen. Es hatte sich nach und nach so gemacht, daß Mariechen jeden Samstag die frische Wäsche herausgeben durfte. Sie führte ferner Buch über den Briefmarkenverbrauch, über die besohlenen Schuhe, die Bleistifte, Federn, Hefte usw., die vom Haus eingekauft und an die Böglinge abgegeben wurden. Es ging das Gerücht, daß Marie der Schlüssel zur Speisekammer sollte übergeben werden. Das aber war leeres Gerede, vorläufig wenigstens; denn Schwester Anna durfte eine so unglaubliche Vergünstigung niemals ohne die Zustimmung der Patroninnen einräumen. Daß in Mariens blauem Rechnungsheft nie auch nur eine Zahl falsch war und unter den andern hätte stehen müssen, wie das häßliche, junge Entlein im wohlgeordneten Hühnerhof, und da alles bis auf Pünktchen stimmte, hatte Schwester Anna allerdings beschlossen, die Sache mit dem Speisekammerschlüssel an der nächsten Vierteljahrsitzung vorzubringen, das heißt, vorläufig tastend ihre vorsichtigen Fühlhörner auszustrecken, um zu hören, was die Damen etwa dagegen zu sagen hätten. Die durchtriebene Schwester Annchen wußte wohl, daß sie gewonnen Spiel hatte, wenn es sich um die Marie handelte.

Weiter, als die Frau Baronin in der Liebe zu einem armen, verirren Mädchen gegangen, konnte man nicht gehen.

Man erzählte sich, und Marie nickte dazu, daß sie das gute Kind an einem glühenden Sommertag auf der Landstraße getroffen und in ihrem eigenen Wagen bis zur Stadt gefahren habe, ihr auch erlaubt, sich ein paar Birnen auf dem Markt zu kaufen. Sie hatte ferner Marie, als der ersten, die in die Anstalt eingetreten, ein Sparkassenbuch gestiftet, in das der abendliche Whistgewinn, auch der der Partner, von Zeit zu Zeit eingelegt wurde. Sie hatte endlich ihren Sohn, einen christlich gesinnten, ernstesten Studenten in den ersten Semestern, dazu vermocht, daß er den Musikstunden, die er im Blindenheim und im Knabenmissionshaus gab, noch zwei



Waldpartie mit schönem Panorama bei Chun.

wöchentliche Stunden im Marienheim hinzufügte. Marie, als die Tochter ihrer Mutter, beherrschte zwar das Klavier gewandt, aber nicht gebiegen, nicht reell, nicht ernst und sollte ausgebildet werden, um womöglich, nach ihrem Austritt aus der Anstalt, eine Stelle bei Kindern annehmen zu können. Sie machte ernstlich Fortschritte, und Hans Friedrich von Sellnau sprach sich lobend über sie aus. Er versicherte seine Mutter, daß das Mädchen zu den besten Hoffnungen berechtigte, und die Frau Baronin ließ, nachdem sie diese erfreuliche Mitteilung gehört, befriedigt ihr Vergnügen fallen.

(Fortsetzung folgt.)

Dorfrühlingsfahrt.

Dies Jahr habe ich die Osterfahrt glücklicherweise vorweggenommen, an einem der wunderschönen Februartage, als ich den hiesigen Oberförster auf einer dienstlichen Tour begleiten durfte.

Es wollte mich wie ein Stück Urgroßväterzeit anmuten, als wir uns im Posthof in eine der vier bereitstehenden Postkutschen setzten. Hintereinander schellten sie zum weit-offenen Portal hinaus, um in verschiedener Richtung im frühfrischen Morgenduft zu verschwinden.

Vorläufig hielt die Thuner Besatz die urgroßväterliche Illusion wacker aufrecht. Freilich, als das Berntor hinter uns war, schüttelte die hartgefrorene Steffisburger Landstraße

den gelben Kasten unbarmherzig weiter, wohl zur Strafe für meine despektierlichen Gedanken vorhin.

Wenn einerseits die Ziegelei Glodental und die bekannte Brauerei das aufblühende Steffisburg als Industrieort kennzeichnen, löst andererseits der Anblick des herrschaftlichen Gutes der unlängst verstorbenen Baronin v. Zud, einer geborenen Prinzessin von Schwarzburg-Sondershausen, mehr romantische Reminiszenzen aus.

Schon von weitem fiel mir ein hohes Haus auf, das mit feinen grauen, massigen Mauern und dem schwarzragenden Giebel sich vor den andern Gebäuden des stattlichen Dorfes auszeichnete. Wie mein Begleiter mir sagte, heißt das Gebäude